Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 17. Posen, den 25. April. 1880.

Die hinterlassenen Papiere eines Sonderlings.

(Schluß.)

„Lieber Mann“, begann ich, „erlauben Sie, daß ich Alles aufbiete, das gute Einvernehmen und die Rückkehr Ihrer Frau herbeizuführen? Zu diesem Behufe müssen Sie mir gestatten, mit Ihrer Frau in Verkehr zu treten und mir ihren jetzigen Aufenthalt angeben, damit ich sie aufsuchen und ihr Vorstellungen machen kann. Wollen Sie das?“

Der Gefragte schien einen Augenblick nachzudenken, dann ließ er sein Auge prüfend über mich gleiten und sagte:

„Wenn Sie sich die Mühe geben und den Versuch machen wollen, mein Herr, so würden Sie mich sehr zu Danke verpflichten.“

„Ich werde, wie gesagt, Alles aufbieten. Und wenn Ihre Frau überhaupt die Liebe werth ist, die Sie ihr schenken, so glaube ich keinen vergeblichen Versuch zu machen und Ihnen ein günstiges Resultat in Aussicht stellen zu können.“

Brunner ergriff bei diesen Worten meine Hand und drückte sie gerührt an seine Lippen. Darauf gab er mir die Adresse seiner Frau. Es wollte mir trotzdem so vorkommen, als thue er dies nicht ganz ohne Zögern.

„Und noch Eines!“ fuhr ich fort, „versprechen Sie mir, daß Sie so lange nichts in der Angelegenheit unternehmen wollen, bevor ich Sie nicht besucht und Ihnen über das Resultat meiner Versöhnungsversuche Bericht erstattet habe.“

Er that es.

Darauf schieden wir, nachdem er mir zuvor noch seine Wohnung genannt hatte.

II.

Man kann sich denken, daß ich nach diesen Vorgängen und Berichten höchst gespannt war, die so glühend geliebte und anscheinend so unwürdige Frau persönlich kennen zu lernen. Ich benutzte daher die nächste günstige Stunde, der Frau Brunner meinen Besuch zu machen.

Seit der Trennung von ihrem Manne lebte sie bei einer alten Tante, die in den an die Stadt angrenzenden Gärten ein kleines Grundstück besaß.

Ich ließ ihr meine Karte überbringen und sie in einer für sie wichtigen Angelegenheit baldigst um eine Unterredung bitten.

Der Bote kam kurze Zeit darauf mit der Nachricht zurück, daß die Adressatin ob des unerwarteten Billets zwar augenscheinlich überrascht gewesen, sich jedoch bereit erklärt habe, mich in ihrer Behausung zu empfangen. Sie ließe mir sagen, daß sie mich in den Nachmittagsstunden zwischen drei und vier Uhr erwarten werde.

Voll Neugierde, wie die mir so interessant Gewordene meinen Vorstellungen entsprechen und ob der von mir beabsichtigte Sühneversuch auch die gewünschte Frucht haben werde, harrte ich der bezeichneten Stunde.

Endlich schlug es drei Uhr. Ich machte mich auf den Weg. Mich dem Hause nähernd, sonderte ich mit meinen Blicken, bis ich unter der Menge ähnlicher Gartenhäuser das rechte gefunden. Das, welches die bezeichnete Nummer trug, war ein nicht allzugroßes, aber schmuckes Gebäude, welches sich inmitten wohlgepflegter Gärten allerliebst präsentirte.

Ohne langes Säumen trat ich in die Gartenthür und schritt den saubern Kiesweg entlang, der sich durch die Blumenbeete nach dem Hause schlängelte. Ich war jedoch hier kaum einige Schritte vorgedrungen, als unter einer am Wege halb versteckt liegenden Jasminlaube eine schlanke Frauengestalt hervortrat und auf mich zukommend meinen Namen nannte.

Ich verbeugte mich, bestätigte ihre Muthmaßung und erhielt die Einladung, ihr zu folgen.

Wenige Augenblicke nachher saß ich dem Gegenstande meiner Neugierde gegenüber.

Ich konnte nicht umhin, eine kleine Weile lang meine Augen an ihrem Antlitz zu weiden. Welch' ein liebliches Gesichtchen! Welch' ein wunderbar anziehender Zug von Herzlichkeit und Gutmüthigkeit! Reiches blondes Haar, in einfache Scheitel geordnet, umrahmte die schöngewölbte Stirn. Unter langen seidenen Wimpern blickten zwei seelenvolle dunkelblaue Augen mich erwartungsvoll an, während es um ihren edelgeformten kleinen Mund wie eine Ahnung zuckte. Ich war, offen gestanden, mehr als angenehm überrascht von dieser Erscheinung. Und diesem holden Wesen sollte ich nun mit Worten zusetzen, diese bezaubernde Frauengestalt sollte ich zur Erkenntniß ihrer Schuld, zur Reue, zur Umkehr und Besserung bewegen?! Ich blickte ihr in's Auge — und mein Herz rief: Nein, diese trägt keine Schuld, diese kann keine Schuld tragen.

Doch diese Gedanken durchflogen in wenigen Augenblicken meinen Kopf. Es war an mir, zu sprechen, mein Erscheinen zu rechtfertigen und meinen Auftrag zu erfüllen, und ich durfte damit nicht zögern.

Nachdem ich nochmals mein Kommen entschuldigt hatte, begann ich:

„Um Sie nicht lange im Ungewissen zu lassen, werthe Frau, worin der Zweck meines Besuches liegt, so will ich Ihnen ohne weitere Umschweife gestehen: es ist das Verhältniß zu Ihrem Manne —“

Sie blieb vollständig ruhig bei dieser Erklärung, nur der leidende Zug um ihre schönen Augen schien sich ein wenig schärfer auszuprägen.

„Dann habe ich wohl die Ehre, einen Rechtsanwalt oder einen Geistlichen in Ihnen zu begrüßen“, erwiederte sie, wie mir schien, nicht ganz ohne einen Anflug von Ironie.

„Nein, verehrte Frau“, entgegnete ich. „Fürchten Sie nicht, daß Geschäftsinteresse oder Amtseifer mich in Angelegenheiten mischen läßt, die mich, streng genommen, nichts angehen. Es ist vielmehr nur die Freundschaft und der von ihr ausgehende herzliche Wunsch, da wieder Einigkeit und Vertrauen anbahnen zu helfen, wo vielleicht nur Mißverständnisse Zwiespalt geschaffen haben.“

Bei diesen Worten überflog eine leichte Röthe ihre Wangen.

„Ihr Mann ist sehr unglücklich“, fuhr ich fort, „er wünscht mit Ihnen wieder vereinigt zu sein, und ich komme darum, Ihnen in seinem Namen die Hand zur Versöhnung zu bieten.“

„Kennen Sie meinen Mann?“ warf die schöne Frau jetzt zaghaft ein.

„Ja“, antwortete ich, „ich habe seine Bekanntschaft gemacht.“

„Wie lange besteht Ihre Bekanntschaft, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

Ich zögerte einen Augenblick, was ich auf diese Frage erwiedern sollte. Aber belügen mochte ich sie nicht.

„Ich habe ihn erst heute kennen gelernt“, sagte ich endlich.

„Dann kennen Sie ihn freilich sehr wenig", bemerkte sie. „Es ist unmöglich, daß wir beide zusammenleben können."

„Können Sie dieses furchtbare Wort mit solcher Sicherheit aussprechen?"

„Ja, mein Herr, das kann ich. Gott weiß, daß auf mir keine Schuld lastet, daß ich noch keinen Augenblick die Pflichten gegen den Mann, der mir angetraut ist, vergessen oder irgendwie verletzt habe. Allein mein Mann —"

Sie stockte und mußte, wie es schien, einen aufkeimenden Schmerz niederkämpfen.

„Vertrauen Sie sich mir ohne Rückhalt", bat ich theilnehmend. „Sie können versichert sein und ich schwöre es Ihnen, daß es nur die aufrichtigste Theilnahme ist, die mich als Vermittler zwischen Sie treten läßt."

„Ja", sagte sie darauf, „ich zweifle nicht daran; allein Ihr löbliches Bemühen wird vergeblich sein."

„Warum das?"

Sie zögerte abermals einen Augenblick, holte tief Athem und sagte dann:

„Ich will Ihnen Alles erzählen, mein Herr, denn ich darf wohl der Gewißheit leben, daß Sie keinen Mißbrauch von unserem Verhältnisse machen. Nicht wahr?"

„Ich habe Ihnen dies bereits geschworen."

„Nun wohlan, so hören Sie mich: Ich lernte meinen Mann in Berlin kennen und gewann ihn lieb. Er war fleißig und ordentlich und hatte sich auf seinen Reisen Kenntnisse und Bildung erworben. Unser Verhältniß knüpfte sich bald fester und nach einiger Zeit trug er mir Herz und Hand an. Wie ich ihn kannte, zweifelte ich nicht im Geringsten, daß ich mit ihm glücklich leben würde; ich hatte das vollste Vertrauen zu ihm. Wir verlobten uns. Ich kann Ihnen versichern, daß ich mich als seine Braut glücklich schätzte und mit den schönsten Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft ihm an den Altar folgte. Schon während unseres Brautstandes aber zeigten sich Spuren der verhaßten Leidenschaft, die wie ein bösartiges Gift am Frieden der Ehe fressen sollten. Heinrich ist nämlich e i f e r s ü c h t i g und zwar in solchem Maße, wie man es bei einem Manne von Verstand und Besonnenheit nicht für möglich halten sollte. Noch ehe uns die Hand des Geistlichen verband, hatte ich unter dieser Schwäche Manches auszustehen. So oft ich mit ihm ausging und mit andern jungen Leuten in Berührung kam, bemerkte ich, wie er unter den Qualen der Eifersucht litt. Es durfte kein Mann, mochte er jung oder alt sein, mich anblicken oder gar grüßen, so war seine Ruhe und Heiterkeit dahin."

„Und wahrlich", fuhr die junge Frau fort, „von meiner Seite geschah wissentlich nicht das Mindeste, was diese Leidenschaft hätte rechtfertigen können. Nichtsdestoweniger blieb er der Alte. Ich tröstete mich mit der Erwartung, daß er von selbst anderen Sinnes werden würde, wenn er mich erst ganz haben würde. Allein wie hatte ich mich getäuscht. Bereits in den ersten Tagen legte er es an den Tag, daß er nicht fähig sei, diesem unerquicklichen Argwohn, mit dem er mich auf Schritt und Tritt verfolgte, zu entsagen. Es wird Ihnen erklärlich sein, daß dies nur zu bald Auftritte hervorrufen mußte. Mich selbst verdroß dieser ungegründete Mangel an Zutrauen, er verletzte mein Ehrgefühl und verstimmte mich. Und wenn ich auch heiter sein und mich meines geheimen Kummers entschlagen wollte, so sah ich doch, daß der Argwohn und die Eifersucht meinen Mann nie zur vollen Zufriedenheit kommen ließ.

So waren bereits mehrmals harte Wortwechsel zwischen uns vorgefallen, als er seine Rücksichtslosigkeit eines Tages bis auf's Aeußerste trieb. Ich war beim Kaufmann gewesen, um Materialien für die Wirthschaft einzukaufen. Nach Hause gekommen, bemerkte ich, daß mein Mann meinen Marktkorb erfaßt und ängstlich durchsucht. Gleich darauf zeigt er mir eine Düte, deren Inhalt er ausgeschüttet und die er entfaltet und genau betrachtet. Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte und trat herzu. Mein Mann aber, außer sich vor Wuth, reißt das aufgefaltete Papier entrüstet weg und bricht in die Worte aus:

„Ha, jetzt habe ich Dich, Du schändliche Betrügerin! Jetzt endlich habe ich die Beweise in den Händen. Also so hintergehst Du Deinen Mann? Pfui! Pfui über Dich!"

„Ich verstehe Dich nicht!" rief ich verdutzt.

„So, Du verstehst mich nicht? O über die Schlange von einem Weibe! Diese poetische Liebeserklärung da willst Du nicht kennen?"

„Liebeserklärung?!" fragte ich. „Lieber Mann, Du scherzest wohl! Ich weiß nicht, was Du willst."

„Schon gut, schon gut!" rief er außer sich vor Zorn und Aufregung, „ich will es Dich kennen lehren; ich will Dir zeigen, daß ich mich nicht hinter's Licht führen lasse. Ich mag nichts mehr von Dir wissen. Geh' immerhin! Ich habe genug an solch' einem Weibe!"

Ich wußte in der That nicht, was ich beginnen sollte. Ich bat, mir das Papier zu zeigen, oder mir ruhig zu sagen, was er denke oder glaube, ich wisse bei Gott von nichts. Alles umsonst. Seine Wuth steigerte sich nur noch mehr. Eine halbe Stunde wohl bemühte ich mich, ihn zu besänftigen, ihm sein völlig grundloses Gebahren aufzuhellen. Es gelang mir nicht und im Gefühle meiner Unschuld fiel mir mein Unglück, an einen eifersuchtkranken Mann gekettet zu sein, mit Centnerwucht auf's Herz, ich weinte und schließlich verlor ich die Geduld und drohte, das Haus zu verlassen.

Statt der beabsichtigten Wirkung, ihn zur Einsicht zu bringen, hieß er mich alles Ernstes gehen. Da sah ich, daß Alles fruchtlos war und ging.

So sind wir getrennt geblieben bis diesen Augenblick.

Es trat eine Pause ein, während welcher ich überlegte. Dann fragte ich:

„Aber Sie lieben Ihren Mann trotz dieses Fehlers?"

„Gewiß, aus vollem Herzen. Es kann kaum ein braverer Mann gefunden werden. Aber diese Schwäche macht ihn unerträglich!"

„Und wenn Sie gewiß sein könnten, daß er sie in Zukunft abstreifen würde, könnten Sie sich wieder mit vollem Vertrauen ihm anschließen?"

„Ja, gewiß! gern würde ich dann zu ihm zurückkehren, aber — das Uebel ist unausrottbar bei ihm."

„Nun, wenn das aus Ihrem Herzen kommt, so seien Sie versichert, es wird doch möglich sein, ihm seinen Fehler abzugewöhnen. Fassen Sie Muth, ich werde es zu vermitteln suchen. Sobald ich es Ihnen versprechen kann, kehre ich zu Ihnen zurück. Wollen Sie das?"

„Von Herzen gern, mein Herr."

„Nennen Sie mir zuvor den Kaufmann, von dem die verhängnißvolle Düte stammte."

Sie that es ohne Zögern und ohne jede Verlegenheit.

Darauf verabschiedete ich mich und ging.

In Gedanken versunken schlug ich den Weg nach der Stadt ein. Verschiedene Muthmaßungen kreuzten mein Hirn. Und je mehr ich mich in die Verhältnisse hineindachte, desto mehr wuchs mein Muth.

Zunächst verfügte ich mich in den Laden, aus dem die verderbliche Düte stammte. Ein junger Commis stand hinter dem Tische, mit so einfältigem Gesichte, daß ich mich eines Lächelns nicht erwehren konnte, indem ich mir ihn als Ursache des ehelichen Zerwürfnisses, als abenteuernden Galan dachte. Ich verlangte den Prinzipal zu sprechen und fand, zu ihm geführt, einen ältlichen Herr mit jovialem, einnehmendem Gesichtsausdruck.

„Mein Herr", begann ich, nachdem ich mich ihm vorgestellt hatte, „ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, in der ich Sie um Ihre Behülflichkeit ersuche, ohne im Stande zu sein, Sie in die Sache selbst einweihen zu dürfen."

„So weit es in meinen Kräften liegt, stehe ich gern zu Diensten", antwortete er.

„Sehr dankbar!" erwiderte ich. „Haben Sie etwa mitunter beschriebenes Papier zum Einwickeln Ihrer Waaren verwendet?"

Er schien einigermaßen verblüfft über die sonderbare Frage.

„Ja wohl, mein Herr, namentlich in letzter Zeit", antwortete er.

„Und woher stammen diese Papiere?"

„Gar nicht weit her!" lachte der Gefragte. „Voriges Jahr war ich zufällig auf einer Auktion, wo die Bücher und hinterlassenen Papiere eines alten Sonderlings versteigert wurden. Er hatte sich sein Lebtag mit Versemachen beschäftigt, ohne einen Drucker finden zu können, der diese Erzeugnisse seines Geistes veröffentlichte. Nach seinem Tode fand man hohe Stöße solcher Manuskripte, und da die herbeigezogenen Sachverständigen ihr Urtheil dahin abgaben, daß diese Produkte nicht den mindesten poetischen Werth hätten, und nicht werth seien, gedruckt zu werden,

so wurden die Manuskripte als Makulatur verkauft und ich erstand sie, um Düten daraus anfertigen zu lassen." Bei diesen Worten langte er von einem Sims einen ganzen Stoß solcher Papiere herunter und zeigte sie mir.

„Schade um die schöne Handschrift!" bemerkte er auf die wirklich höchst sauberen und zierlichen Schriftzüge deutend.

Ich wußte genug. Meine Ahnungen hatten sich vollständig bestätigt.

„Gestatten Sie mir ein paar Proben dieser Handschrift?"

„So viel Sie wünschen."

„Ich danke, zwei Blätter genügen mir völlig."

Diese kalligraphischen Entlastungszeugen zu mir steckend, dankte ich nochmals, empfahl mich und ging geraden Wegs zu dem in der Nähe wohnenden Herrn Gemahl selbst.

Er empfing mich wie der Kranke den Arzt, auf den er schon lange gewartet hat.

„Bringen Sie mir etwas Neues?" kam er mir entgegen.

„Viel, sehr viel!" entgegnete ich.

„Und etwas Freudiges?"

„Etwas sehr Freudiges und etwas ebenso Komisches!" erwiderte ich. „Die Ursache Ihrer Leiden ist gefunden und Sie werden ebenso darüber lachen, wie ich."

Er blickte mir zweifelnd in's Gesicht.

„Ja, ja, es ist so, mein Freund. Sie haben sich selbst zum Besten gehabt. Die Liebe macht blind — dafür liefern Sie eine neue Illustration." . . .

„Aber meine Frau?"

„Kommt wieder zu Ihnen und wird unzertrennlich mit Ihnen vereinigt bleiben, und wird Ihnen die treue, liebende Gattin sein und Haus und Heerd mit Lust und Freude bestellen, sobald Sie versprechen — ein Mann zu sein. Wissen Sie, was ich damit sagen will, mein lieber Herr Brunner?"

Er starrte mich fragend an.

„Sie ganz allein sind es, der das Glück seines Hauses zerstört hat, oder, was dasselbe besagt, Ihre Eifersucht, Ihr maßloser unbegründeter Argwohn gegen die, der Sie Vertrauen, Liebe und Hingebung schuldig sind! So ist es und nicht anders. Oder meinen Sie, daß ich Ihnen Unrecht thue? Ich will Ihnen das Gegentheil beweisen!"

Und nun erzählte ich ihm, was ich von der leidigen Liebeserklärung durch jenes Gedicht wußte und legte ihm die weiteren Proben auf den Tisch.

„Auf Verlangen folgt mehr, lieber Freund." Ich weidete mich eine Weile an seiner Verlegenheit. Dann fuhr ich fort:

„Ich habe mit Ihrer Frau gesprochen. Es müßte mich alle Menschenkenntniß trügen, wenn sie nicht eine brave, redliche und gutherzige Frau wäre. Fassen Sie nur Vertrauen zu ihr. Legen Sie den häßlichen Fehler der Eifersucht ab, verbittern Sie ihr und sich nicht das Leben mit so grundlosem, ehrenrührigem Verdacht und ich wette, Sie werden in Zukunft gewiß ein gutes Paar werden. Erkennen Sie Ihre Schuld, so lassen Sie keine Zeit verstreichen, suchen Sie Ihre Frau auf, bitten Sie sie um Verzeihung, versprechen Sie ihr, was Sie nöthig haben zu versprechen, wenn sie wieder vertrauensvoll zu Ihnen zurückkehren soll und seien Sie in Zukunft mehr Mann!"

Eine geraume Weile stand Brunner vor mir mit gesenktem Haupte, kein Wort kam über seine Lippen. Es schienen ihm die Augen aufzugehen.

Er ergriff meine Hand, dankte mir tiefgerührt und versprach Alles zu thun, was ich ihm gerathen.

Noch selbige Stunde ging er zu seiner Frau.

Die Szene, welche bei dieser Begegnung stattgefunden, erlasse man mir zu schildern; ich bin nicht zugegen gewesen, kann mir indeß lebhaft vorstellen, wie sich das Wiedersehen und Wiederversöhnen ausgenommen hat. Mag der freundliche Leser ein Gleiches thun.

So viel aber kann ich versichern: Brunner war von Stunde an von seiner Eifersucht geheilt für alle Zeit. Von dem Wege zu seiner Gattin kehrte er nicht allein zurück, sondern an seinem Arme führte er Die, die er so tief liebte und so schwer gekränkt hatte. Sie folgte ihm wieder an den Heerd seines Hauses und trat wieder in ihre Stelle ein. Alles Bittere war vergessen und vergeben.

Als ich dem wiedervereinigten Paare einige Zeit nachher meinen Besuch machte, fand ich dasselbe im besten Einvernehmen und Brunner dankte mir insgeheim nochmals mit warmem Händedruck für meine „Bemühungen".

Ein Jahr später verkündete das laute Schreien eines kleinen Sprößlings in der Behausung Brunner's, daß seine eheliche Liebe den Segen des Himmels erfahren habe.

Ich hob das Kind aus der Taufe.

Nichts.

Ich möchte Ihnen Etwas schreiben. Aber was?

Vor mir sehe ich Papier ausgebreitet; aber ich spiele lange unschlüssig mit der Feder. Die weiße, inhaltsleere Fläche starrt mir entgegen wie ein Vorwurf. Ein Vorwurf gegen mich und ein Vorwurf für mich. Mag das Letztere zur Aufhebung des Ersteren dienen.

Aus Nichts wurde einst die ganze Welt, warum sollte nicht auch einmal aus Nichts ein Feuilleton werden können? Pfuscht ja der Mensch dem Herrgott so oft in's Handwerk. Und überdies ist es mir sogar, als hätte ich einmal von einem großen Mann der Feder den Ausspruch gehört, der Feuilletonist müsse auch aus Nichts Etwas machen können.

Also nicht blöde! In meines Nichts durchbohrendem Gefühle lasse ich flugs mein bischen Phantasie durch das All schweifen, um Studien über das Nichts zu machen. Da stock' ich schon. Eine ganze Schule von Philosophen steigt vor meinen Blicken auf und bedeutet mich: „Im großen weiten Reiche der Natur gibt es kein Nichts!" . . .

Wirklich?! Ich klopfe unwillkürlich an meine leere Börse und möchte mir einen Einspruch erlauben, allein ich weiß, daß ich Nichts weiß und lasse mich gern belehren.

Ich weiß, daß ich Nichts weiß. Das ist ein stolzes Wort. Denn es giebt genug Leute, die gar Nichts wissen, nicht einmal das, daß sie Nichts wissen. Sokrates stellte es sogar als die größte Weisheit hin, und das mit einer gewissen Berechtigung, denn das Bewußtsein des Nichtswissens ist meist eine theure Errungenschaft, erworben durch gründliches Umschauen im Riesentempel der Wissenschaft, erhärtet durch tausend Enttäuschungen, besiegelt durch schmerzliche Resignation.

Die Empiriker Roms bestätigen das, wenn sie sagen: nihil in intellectu, quod non ante in sensu, d. h. Nichts wird zum Verständniß, was nicht vorher durch sinnliche Wahrnehmung uns zu eigen geworden. Aber gerade das eigene Ich, den individuellen inneren Geistes- und Seelenzustand sich zur rechten sinnlichen Wahrnehmung zu bringen und so zur wahren Selbsterkenntniß zu gelangen, das glückt den Wenigsten. Denn hierbei muß man Spiegel und Objekt zugleich sein, sich gewissermaßen verdoppeln, geistig aus der Haut fahren und vor sich hintreten können.

Wer sich aber dieses kostbare Bewußtsein des Nichtswissens erobert hat, der kann auch mit Cicero rufen: „Nichts Menschliches ist mir fremd geblieben." Dagegen bleibt freilich Vieles befremdlich. Selbst das kleine Wörtlein Nichts ist nicht so klein und nichtig, daß es nicht Befremden erregen könnte. Wer möchte z. B. nicht den Kopf schütteln, wenn er hört, daß die gelehrten Mönche des Mittelalters sich mit folgenden Räthselfragen unterhielten. Was ist leichter als die Feder? Der Staub. Was ist leichter als der Staub? Der Wind. Was ist leichter als der Wind? Das Weib. Was ist leichter als das Weib? Nichts! . . . Die kuriosen Heiligen! So schilt der Fuchs die Trauben sauer, weil sie ihm zu hoch hängen. Eine andere Räthselfrage, ebenfalls durch ihr Alter ehrwürdig und der Einsamkeit des Klosters entsprungen, lautet: „Was ist mächtiger als Gott und schrecklicher als der Teufel? Die Todten essen es und wenn die Lebendigen es essen, so sterben sie?" . . . Die Lösung ist die gleiche, wie beim vorigen. Nur das ewige Einerlei des Klosters kann solche Ideen erzeugen. Doch de mortuis nil nisi bene, nichts von den Todten, außer Gutes! Auch die armen Kuttenträger, die diese Weisheit vom Stapel gelassen, sollen in Frieden schlafen!

Wäre ich ein Bekenner der griechischen oder indisch-brahmanischen Metaphysik, so würde ich diese Zeilen nicht zu schreiben begonnen haben, denn dort gilt der Grundsatz: Aus Nichts wird Nichts. In tausend Fällen mag das tägliche Leben

dies auch bestätigen, doch fehlt es keineswegs an Ausnahmen. Man blicke nur um sich:

„Erdengötter sind die Fürsten,
Mancher Dichter spricht's —
Und wie viele Creaturen
Schafft ihr Wort aus Nichts."

Noch häufiger aber können wir die Beobachtung machen, daß aus Etwas Nichts wird. Im Taumel des Glücks vergißt sich das freilich nur zu leicht, weshalb zu Zeiten ein Krach eintritt, um die vergeßliche Menschheit daran zu erinnern, daß Nichts sicherer ist, als das Eine: daß Nichts sicher steht und daß der alttestamentliche Psalmist ein Recht hatte zu singen: „Wie gar Nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben."

Wohl dem also, der seine Sache auf Nichts gestellt hat. Nichts ist ein mächtiger Beschützer: wer Nichts besitzt, dem kann Nichts verloren gehen, und wo Nichts ist, da hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Reichthum schändet allerdings nicht und Armuth macht nicht glücklich; allein der Reiche hat selten genug, und wer nicht genug hat, der hat am Ende doch Nichts, nennte er auch Rothschild's Kassen sein.

Die jüdisch-christliche und indisch-buddhistische Metaphysik bekämpfen den Satz, daß aus Nichts Nichts komme, und während die erstere lehrt, daß durch die Schöpfung aus Nichts Sein geworden, predigt die andere, daß durch den Eingang in Nirwana aus Sein Nichts werde.

Dieses Nirwana ist ein rechtes Eldorado des Nichts. Dort wohnt nach dem Glauben des Buddhisten das reinste Glück, das dolce far niente in höchster Potenz, denn Nirwana ist das gänzliche Aufhören aller mit der persönlichen Existenz verbundenen Bewegung, der leiblichen wie der geistigen, ein Zustand der absoluten Ruhe, wohl würdig, nur durch Erlangung der höchsten Erkenntniß und die Ausübung aller Tugenden erreicht zu werden.

Auch die Europäer träumten seit Jahrhunderten von solch einem holden Nichts; nur suchten sie es nicht im dunkeln Jenseits, sondern statteten unsere Erde damit aus. Jedermann sehnte sich darnach, aber Niemand wußte anzugeben, wo es versteckt liege. Der Deutsche kannte es unter dem Namen Schlaraffenland, der Italiener nannte es Cuccagna, bei den Franzosen hieß es Cacagne und die Spanier priesen es als Isla de Jauga. Aber Alle stimmten darin überein, daß daselbst nichts als Freude, Glück und Wohlleben herrsche, Bäche von Milch, Honig und Wein flößen, daß Würste auf den Bäumen wüchsen und die Tauben den Leuten gebraten in den Mund flögen, kurz, das Alles, was des Menschen Herz begehre, dort im Ueberfluß zu finden sei. Der alte biedere Hans Sachs hat sich um die Geographie und Kulturgeschichte des lustigen Schlaraffenlandes unsterbliche Verdienste erworben. Schade nur, daß auch er uns den Weg zu diesem gelobten Lande nicht anzugeben wußte. Und so seufzen wir noch heute unter der alten Wahrheit: „Nichts giebt das Leben dem Sterblichen ohne große Arbeit."

Welch ein tief einschneidender Wendepunkt im menschlichen Dasein, die Zeit, in der uns diese Wahrheit zum Bewußtsein wird; wo die erträumte Welt der Märchen, in der wir uns als Kinder tummelten, in Nichts zerfließt und die rauhe Wirklichkeit mit dem unerbittlichen Kampf um's Dasein ihre Forderungen zu stellen beginnt, wo wir uns vergeblich nach dem „Tischlein deck' dich" umschauen, dafür aber überall den „Knüppel aus dem Sacke" springen sehen, der uns vorwärts treibt. Du ewiges Räthsel des Menschendaseins, wie viel man auch über dich nachdenken möge, Niemand wird Deine Lösung finden! —

Sehnsuchtsvoll wie nach dem einzig wahren Heil blickt der gewöhnliche Sterbliche oft empor zu den Thronen, als seien deren Inhaber die eigentlichen Schoßkinder Fortuna's. Gewiß nichts irriger als das. Wo das Glück nicht im eigenen Innern ruht, da bringen es alle Schätze der Welt nicht hin. So trivial das klingen mag, es ist unumstößlich wahr. „Ich bin Alles gewesen und Alles war eitel!" rief lebensmüde der Kaiser Septimus Severus am Ende seiner Laufbahn, und sind wir recht unterrichtet, so überbot ihn noch der hochbelobte König Salomo mit dem klassischen Seufzer: „O, vanitas vanitatum vanitas!" . . .

Gründlicher kann sich der Weltschmerz nirgend aussprechen.

Nil admirari! Nichts bewundern! soll Pythagoras geantwortet haben, als er gefragt wurde, was er durch sein beständiges Nachdenken gewinne. Was er mit dieser Parole für Unheil gestiftet, das hat sich der alte griechische Weise schwerlich träumen lassen. Männer wie Demokrit und Horaz führten zwar denselben Wahlspruch, sie waren aber keine Prinzipienreiter und machten in der Praxis nur nach Bedürfniß davon Gebrauch. Horaz, ein Lebemann comme il faut, hatte es überhaupt hinter den Ohren. Wer weiß, in welcher Anwandlung von katzenjämmerlichem Weltschmerz er die Epistel an seinen Freund Mumicius losgelassen, worin er diesem das „nil admirari" an's Herz legt. Konnte er doch keinen Becher stehen sehen, ohne Durst zu bekommen, und an keiner Schönen vorübergehen, ohne in Versuchung — wollte sagen in Bewunderung zu fallen. Genug, bei ihm war das philosophische Axiom nicht allzu tief gedrungen.

In der Folge aber ward es der Grundgedanke aller jener Schwarzseher und stets verneinenden Geister, die in der Regel mit der Welt fertig sind, noch ehe sie recht zu leben angefangen. Wohl verstanden: recht zu leben!

Wir stehen hier dem Pessimismus gegenüber, der ein sehr verschiedener sein kann; entweder das Produkt eines wirklich hellsehenden, die Welt mit warmem Herzen umfassenden Menschen, oder aber — und das ist leider das häufigere: das Endergebniß verkehrter Anforderungen eines verblendeten Egoisten.

Im Munde des letzteren, des Erz-Pessimisten, bedeutet das nil admirari schon: die Welt ist ein einziger großer Fehlgriff, das Leben eine Last, der Mensch ein Jammergeschöpf, dem es besser wäre, nicht geboren zu sein, und was dergleichen mehr. Seit Eduard von Hartmann die Gedanken-Erbschaft des großen Pessimistenvaters Arthur Schopenhauer angetreten und mit dem überkommenen Pfunde gewuchert hat, ist der Pessimismus, oder richtiger der Miserabilismus, zu einer schleichenden Krankheit geworden, deren Gift sogar in Damenkreise gedrungen und hier um so mehr Schaden anrichtet, je seltener die Konstitution der zarten Weiblichkeit solchen geistigen Miasmen Widerstand zu bieten vermag.

Vom Erz-Pessimismus zum Nihilismus ist nur ein kleiner Schritt. Genau betrachtet ist der letztere nichts weiter, als ein radikaler, aus todter Buchstabentheorie in destruktive Aktion übersetzter Pessimismus. Ihm ist die Welt nichts als ein unverbesserliches Chaos, das menschliche Leben ein zweckloses sich im Wege Stehen, Moral: Unsinn, Religion: Schwindel, Gesetz: Anmaßung, Besitz: Diebstahl. Das Wunderlichste an der ganzen Sache ist nur das, warum sich nicht jeder Nihilist, sobald er zur Erkenntniß seines Evangeliums gekommen, sofort selbst aus der Welt schafft. Denn hier gilt der Ausruf Bodenstedt's:

„Seid ihr wirklich so große Lebenshasser,
Zu wünschen, ihr wäret nie geboren:
Warum springt ihr nicht gleich in's Wasser? —
Der Welt geht nichts an euch verloren."

Gewiß, die Welt ist voller Mängel und es gibt kein vollkommenes Glück; aber deshalb soll das Kind doch nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Und ebenso wie man gegen den Optimismus sagen muß: Wer zuviel anerkennt, erkennt nichts an, ebenso ist umgekehrt das Gegentheil zu richten. Da hat Mirza Schaffy doch Recht:

„Der predigt von des Lebens Nichtigkeit,
Und Jener von des Lebens Wichtigkeit;
Hör' Beides wohl, mein Sohn, und merke Dir:
Halb hat's mit beiden seine Richtigkeit"

Lange vorher übrigens, ehe der erste Nihilist auftauchte, gab es bereits Nihilianisten. Sie sahen freilich etwas anders aus als jene radikalen Umstürzler Rußlands. Alte Scholasten waren es, Bücherwürmer in Adamsgestalt, welche die Ansicht aufstellten, daß Christus, indem er Mensch geworden, zu Nichts geworden. Das bekam ihnen aber übel. Damals — es war vor nunmehr siebenhundert Jahren — gab es noch weniger Redefreiheit als heutzutage. Papst Alexander III. diktirte ihnen dafür nichts Geringeres, als die ewige Verdammniß; die Theologen von Paris konnten sich noch um das Jahr 1300 nicht darüber beruhigen und riefen: „Mensch, bedenke das Ende!"

Das will ich auch mir gesagt sein lassen und hier abbrechen. Wenn der Leser sich über dieser Plauderei gelangweilt hat, so kann ich nichts dafür, denn schon die Ueberschrift bekennt es offen, daß hier „Nichts" zu finden sei und — ein Schelm gibt mehr, als er hat.

Th. Winkler.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.